

## Kurzfassung Literaturbesprechung zu Marc Torka: „Die Projektförmigkeit der Forschung“<sup>1</sup>

Eine der wesentlichen Leistungen der Soziologie besteht darin, vertraute soziale Phänomene in ein neues Licht zu tauchen, sie dadurch ihrer scheinbaren Selbstverständlichkeit zu entkleiden und mittels solcher oftmals irritierenden Perspektivenwechsel dann erhellende Einsichten zu Tage zu fördern. Eben dieses Ziel verfolgt das Buch von Marc Torka, in dem es um die uns vielfach so selbstverständlich erscheinende Projektförmigkeit der Forschung geht. Ist diese Projektförmigkeit der inhärenten Logik des Forschungshandelns selbst geschuldet? Wenn nicht, weshalb hat sie so große Verbreitung in der Forschung gefunden und welche Folgen für das Forschungshandeln löst sie aus? Torka untersucht diese Fragen in einer vergleichenden Fallstudie auf der Grundlage eines systematisch breit angelegten und historisch fundierten theoretischen Konzepts der Projektform als sozialer Strukturbildung. Dabei vertritt er im Ergebnis die Auffassung, dass Projektförmigkeit

- einen eigenständigen Typ sozialer Strukturbildung darstellt
- als operative Struktur verstanden werden muss
- eine generalisierte, insbesondere von Organisationsbezügen abgelöste Erwartungsstruktur ist
- ihre Stabilität weniger durch institutionelle Absicherungen oder organisatorische Zwänge gewinnt, sondern auf der generellen, gesellschaftsweiten Anschlussfähigkeit dieses Handlungsmusters gründet

Auf der Basis dieser vier zentralen Thesen kann die Projektförmigkeit moderner Wissenschaft, wie am Ende des Buches sichtbar wird, dann beispielsweise in ihrer Bedeutung für Reputationsmuster, Rollenbilder, den Aufbau neuer Organisationsformen oder die Leistungsbeziehungen des Wissenschaftssystems zu seiner gesellschaftlichen Umwelt untersucht werden. Das Orientierungsmuster „Projekt“ greift gewissermaßen selbsttätig in die Welt der Wissenschaft ein und gestaltet sie nach ihren eigenen Prämissen um. Diese Grundthese wird in insgesamt sechs Kapiteln entfaltet.

Im einleitenden *ersten Kapitel* werden zunächst die vielfältigen Verwendungsweisen und Repräsentationen des Projekts in der Wissenschaft aber auch weit darüber hinaus vorgestellt, das Thema eingebettet und die Fragestellung entwickelt.

Im *zweiten Kapitel* wird die theoretische und begriffliche Grundlage für die empirische Analyse der Projektform geschaffen. Dazu werden zunächst charakteristische Verwendungsweisen der Begriffe „Forschung“ und „Projekt“ analysiert, um vor allem den eigenständigen strukturbildenden Wert des Projektbegriffs auszuleuchten. Die Projektform, das wird hier deutlich erkennbar, staltet unterschiedliche soziale Kontexte mit Erwartungsstrukturen eigener, also projektförmiger Art aus. Vorab begründet anzugeben, was mit wem und wann hervorgebracht

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist in weiten Teilen meinem Gutachten zur Dissertation von Marc Torka entnommen und leicht überarbeitet worden.

werden soll, ist schließlich eine Erwartung jenseits spezieller Handlungsbereiche und –ebenen. Als gemeinsames Bezugsproblem von Forschung und Projektform erweist sich deren – freilich je spezifisch interpretierte – Zukunftsoffenheit.

Das *dritte Kapitel* bietet eine historische Analyse der Karriere des Projektbegriffs. Unter Rückgriff auf sehr verschiedenartige Materialien und Daten wird nachgezeichnet, wie sich der Projektbegriff allgemein und im Wissenschaftssystem im Besonderen von einer zunächst marginalen Erscheinung zu einer als Selbstverständlichkeit betrachteten Struktur in der Wissenschaft entwickelt hat. Dabei wird in Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur der Weg von der ursprünglich eher verachteten „Projektmacherei“ über die Wiederkehr des Projekts in der kognitiven und organisatorischen Entwicklung der Wissenschaft hin zur Durchsetzung der Projektform in der Moderne nachgezeichnet. Der Erfolg dieser Form beruht offensichtlich auf ihrer universellen Generalisierbarkeit und ihrem daran anknüpfenden Einzug in die Selbst- und Fremdbeschreibungen von Wissenschaft. Die Projektform durchläuft so einen Prozess der Verallgemeinerung von der Marginalität der Projektmacher über die Sonderform der Projektforschung zur normativen Basis „guter Forschung“ (S. 76), als die sie heute die Wissenschaft dominiert.

Im Anschluss an die historische Rekonstruktion werden im *vierten Kapitel* die Effekte der Projektform in der modernen Wissenschaft untersucht. Zunächst geht es nahe liegender Weise und in Übereinstimmung mit der vorliegenden Literatur um die Ebene sozialer Organisationen. Hier, so wird häufig vermutet, hat die Projektform ihren Ursprung und ihre ratio essendi. Vor diesem Hintergrund wird die Stabilisierung der Projektform in der Forschungsförderung zum Gegenstand. Es geht um die Frage, wie und vor welchem Hintergrund sich das heute gültige Modell der Projektförderung in der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), der zweifelsohne wichtigsten Förderorganisation der deutschen Wissenschaft, herausgebildet hat. Zunächst wird in historischer Perspektive das Argument entwickelt, dass sich bereits in der Organisation selbst und ihrer Zweckbestimmung ein Widerspruch zwischen der Gemeinschaft der Wissenschaftler und der Bestanderhaltung der Organisation selbst herauschält, der tendenziell durch die Umstellung des Organisationszwecks von „Wissenschaft“ auf „Forschung“ bearbeitet wird und in der Formulierung seinen Ausdruck findet, man fördere Forschung und nicht Forscher (S. 98). Die DFG, so wird deshalb vermutet, changiere zwischen dem Selbstbild der Organisation und dem der Gemeinschaft der Forschenden, zwischen formalen und materialen Gesichtspunkten. Im folgenden Argumentationsschritt wird gezeigt, dass sich dieses Spannungsverhältnis tatsächlich in den Kommunikationen der Organisation nachweisen lässt. Dazu wird das für die DFG wichtigste Format der Forschungsförderung untersucht, das so genannte „Normalverfahren“. Den Gegenstand der Analyse bilden die von der DFG allgemein zur Verfügung gestellten Materialien für Antragsteller im Normalverfahren. In diesem Material kommt in authentischer Weise die soziale Positionierung der Organisation zum Ausdruck. In einer detaillierten Sequenzanalyse, die den Prozess kommunikativer (hier speziell: schriftlicher) Sinnkonstitution sehr anschaulich nachvollziehbar werden lässt, verdichten sich die kommunizierten Erwartungsstrukturen zu einem Deutungsmuster, in dem Forschung

projektförmig verfasst sein muss, um als förderungswürdig zu gelten. Dieser Umstand wird seinerseits an die Vermengung genuin wissenschaftlicher Kriterien und organisationspezifischer Rationalitäten rückgebunden. In seiner konkreten Gestalt impliziert dieses Deutungsmuster dann eine prinzipiell bürokratische Form der Forschungsorganisation, in welcher vor Beginn des Forschungsprozesses die wesentlichen Offenheiten und Fraglichkeiten getilgt sein müssen, um erfolgreich um Fördermittel konkurrieren zu können. „Wenn Forschung primär auf Irritation und kognitive Änderungsbereitschaft angelegt ist, so sind im Rahmen projektförmiger Forschung Überraschungen problematisch“ (S. 128). Dieses Analyseergebnis schließt sicherlich an die Alltagserfahrung vieler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an. Die Leistung der vorgelegten Analyse besteht darüber hinaus jedoch darin, das Deutungsmuster institutionalisierter projektförmiger Forschung zum ersten in situ in den Kommunikationen der Förderorganisation nachgewiesen zu haben, es zweitens als nicht kontingent, sondern in den Operationsbedingungen der Organisation selbst gegründet rekonstruiert und drittens es als dominante Struktur im Zentrum der gegenwärtig sicherlich relevantesten Fremdbeschreibung von Wissenschaft identifiziert zu haben.

Mit diesem Analyseschritt ist freilich nur ein erster Abschnitt des argumentativen Weges zurückgelegt. Um die Projektform als operative Struktur erschließen und um ihre Effekte auf der Ebene konkreten Handelns in der Forschungspraxis deutlich werden zu lassen, bedarf es detaillierter Einzelfallanalysen. Die Frage lautete: „Was passiert, wenn die Projektform auf Forschungskommunikation trifft?“ (S. 128). Das *fünfte Kapitel* ist der Beantwortung dieser Frage anhand von drei Fallrekonstruktionen gewidmet. Sie stehen untereinander in deutlichem Kontrast, lassen sich jedoch im Hinblick auf ein gemeinsames Bezugsproblem interpretieren und in ihrer jeweiligen Besonderheit als funktional äquivalente Lösungen dieses Bezugsproblems deuten.

Der erste in den Technikwissenschaften angesiedelte Fall unterstellt die Einheit von Forschung und Projektform. Im zweiten, der Pädagogik entstammende ist von einem problematischen Verhältnis zwischen den beiden Aspekten auszugehen. Der dritte, in den Sozial- und Geisteswissenschaften angesiedelte Fall einer rein theoretisch arbeitenden Person steht schließlich für eine basale Differenz zwischen Forschung und Projektform. Der erste Fall ist für die Leitfrage nach dem Zusammenhang zwischen Projektförmigkeit und Forschung deshalb wichtig, weil er gewissermaßen die Nullhypothese repräsentiert. Hier gibt es, so könnte man vermuten, keine aus der Projektform resultierenden Probleme, wenn die Projektform sich einzig organisationalen Rationalitäten verdankt. Denn diese entsprechen in den Technikwissenschaften über weite Strecken sicherlich in ganz engem Passungsverhältnis den Anforderungen projektförmigen Arbeitens (S. 137). Die Sequenzanalyse einer Teamsitzung fördert dementsprechend eine spezifische „Vertragslogik“ forscherschen Handelns (S. 156) zu Tage, die allerdings entgegen der organisationsbezogenen Nullhypothese in einen nicht auflösbaren Widerspruch mit den wissenschaftlichen Rahmenbedingungen der Forschungspraxis geraten. Dieser prägt die weitere Formierung des Projekts bzw. die Genese und Stabilisierung eines weiteren Vorhabens, bei dem folgerichtig alle der Projektförmigkeit im

Wege stehenden wissenschaftlichen Aspekte aus der weiteren Bearbeitung ausgeklammert werden. Als operativ einflussreich, weil mögliche Anschlussereignisse regulierend, erweist sich in sozialer, sachlicher und zeitlicher Hinsicht vor allem die Form (Projekt) und weniger der Inhalt (Forschung) (S. 175, 187 f.). Die Fallrekonstruktion leistet damit zweierlei: sie zeigt erneut die Projektform als Deutungsmuster und sie macht sichtbar, dass dieses Deutungsmuster kommunikative Anschlüsse reguliert, also operative Bedeutung hat.

Im zweiten Fall zeigen sich schon in der Analyse der ersten Sequenz die von der Grundkonstellation her erwarteten Konflikte in der Sozialdimension. Unterschiedliche Rollenerwartungen und Situationsdeutungen geraten in Widerspruch zueinander, sobald nach einer Auflösung der für das Forscherteam bedrohlichen Spannung zwischen der ausführlichen Klärung forschungs-immanenter Methoden- und Theorieprobleme und dem projektinduzierten Entscheidungszwang gesucht wird. In dieser Krisensituation bietet das Deutungsmuster „Projekt“ klare, und zwar quasi naturwüchsige, Anschlussregeln für die Fortsetzung der Kommunikation. Es manifestiert sich als Ausdruck einer allgemeinen Logik, hinter die Forschung gewissermaßen nicht mehr zurück kann. In dieser Gestalt bietet es, wie die Detailanalysen anschaulich verdeutlichen, eine Möglichkeit, Anschlüsse zu selegieren. Es limitiert ausufernde Kommunikation von Forschungsproblemen, spezifiziert das Rollengefüge im Forscherteam und reguliert die Legitimität von Sachthemen im gegebenen Kontext.

Während die charakteristischen Effekte der Projektförmigkeit in den beiden ersten Fällen durchaus noch auf organisationsspezifische Einflüsse zurückgeführt werden könnten, lässt der dritte Fall eine solche Interpretation nicht mehr zu. Denn hier zeigt sich ein auf den ersten Blick überraschender Gebrauch der Projektform bei einem projektfern bzw. projektfrei arbeitenden Wissenschaftler. Dieser prima vista irritierende Befund kann jedoch widerspruchsfrei geklärt werden, wenn man sich von der üblichen These der Organisationsbezogenheit der Projektform löst und diese als unabhängig operierendes Deutungsmuster auffasst, das in sehr allgemeiner Weise Regulierungsleistungen für Forschung erbringen kann, nämlich bei der Auflösung der Spannung zwischen unabschließbarer Offenheit wissenschaftlichen Arbeitens und dem gleichermaßen unhintergehbaren Zwang, durch die Kommunikation von „Ergebnissen“ sich als relevante Adresse im wissenschaftlichen Diskurs zu verankern. Daraus resultiert, wie die Analyse des Interviews deutlich zeigt, die Suche nach Mechanismen, welche die Unterbrechung des in sich unbegrenzten Forschungsprozesses gewährleisten und damit Verbindlichkeiten in diese Dynamik einbauen (S. 265). Der Fall lässt sich im Ergebnis als quasi-projektförmig erschließen. Er macht zwar nicht von den typischen Elementen der Projektform Gebrauch, setzt allerdings funktional äquivalente Muster der zeitlichen Terminierung, der sozialen Kooperation oder der sachlichen Programmierung in Kraft. Der Fall bedürfte keineswegs des Rekurses auf Projektförmigkeit. Und dennoch wird genau diese Bezugnahme im Interview aktuell und erweist sich als stabile Folie der Produktion eines Deutungsmusters forschenden Handelns jenseits organisierter projektförmiger Organisation.

In der Zusammenfassung wird der Stellenwert der Analysen deutlich (S. 266). Die Fallanalysen haben exemplarischen Charakter und umfassen sicherlich nicht alle empirisch möglichen Umgangsweisen mit der Projektform. Deshalb besteht der Wert nicht in einer Verallgemeinerung der an den Fällen beobachteten individuellen Lösungen des Spannungsverhältnisses von wissenschaftlicher Kommunikation und Organisation, sondern in der Generalisierung dieses in allen, untereinander stark kontrastierenden Fällen zu beobachtenden Bezugsproblems.

Im abschließenden *sechsten Kapitel* werden die Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf die eingangs entwickelten vier Thesen zusammengefasst und bewertet. Dabei zeigt sich über alle analysierten Phänomenbereiche hinweg ein strukturelles Spannungsverhältnis zwischen Forschung und Projektform. Die Projektform kann nach den empirischen Ergebnissen der Arbeit als eigenständige Struktur identifiziert werden, die in sehr unterschiedlichen Konstellationen gleichartige Erwartungsmuster hervorruft. Diese Erwartungsmuster stehen, wie empirisch gezeigt werden konnte, in einem Spannungsverhältnis zu den Erwartungen, die wissenschaftliche Kommunikation regulieren. Als operativ wirksame Struktur erweist sich die Projektform insofern, als sie empirisch in der Lage ist, die gewissermaßen „wissenschaftsintern“ erzeugten Erwartungen zu überlagern und in eigenständiger Weise kommunikative Anschlüsse zu selektieren. Die abschließend angedeuteten Konsequenzen für das Reputationssystem der Wissenschaft, für Karrieren, Rollen und Organisationen in der Wissenschaft und für das Verhältnis zur gesellschaftlichen Umwelt markieren Ansatzpunkte für weitere Forschungen. Insgesamt eröffnet das Buch eine anregende Perspektive, auf welche Weise man die Durchdringung der Wissenschaft mit neuen Semantiken und Deutungsmustern analysieren kann.

Alfons Bora (Universität Bielefeld)